

„Nimm es nur nicht zu schwer, Gerda, der liebe Gott wird schon ein Heim für Dich haben. Wenn ich ein Mann wäre, würde ich Dich gleich heirathen, und das wäre der beste Wirkungskreis für Dich. Mein Mann hat da einen Corpsbruder, einen Prachtmenschen, sage ich Dir. Hübsch, lebenswürdig und reich, dazu eine nette Lebensstellung, den möchte ich für mein Leben gern unter die Haube bringen, oder besser gesagt unter den Pantoffel. Aber glaubst Du, es wäre mir nur möglich, ihn mit einer Dame zusammenzubringen? Er kneift vor jedem Damenbut aus, wenn er ihn nur im Vorplatz hängen sieht. Mein Mann behauptet freilich, nur die Frauen wären daran schuld, daß er so geworden wäre. Er hätte einmal eine Dame sehr lieb gehabt, und die hätte nur mit ihm gespielt, und dies hätte ihn so gegen die ganze Frauenwelt verbittert. Ich sage Dir, ich bin manchmal so giftig auf ihn, daß ich wünschte, er wäre nur eine Stunde einmal mein Bubi, damit ich ihm durch schlagende Beweise meine Reimuna beibringen könnte. Kopf hoch, Gerda, und die Thränen aus den Augen, es wird sich schon ein Heim für Dich finden.“ Mit diesen Worten tröstete die kleine Frau Professor Willy Marbag eifrig ihre Freundin Gerda Horst, die mit trüblichem Gesicht in einem Sessel lehnte und an einem hübschen Babbleidchen stichelte. Wer weiß, was für eine schwingvolle Rede über das Glück der Ehe die lebhaft, junge Frau ihrer Freundin noch gehalten hätte, wenn nicht plötzlich im Nebenzimmer ihr Erbprinz ein wahrhaft ohrenbetäubendes Gebrüll erhoben hätte, welches seine Mutter schleunigst veranlaßte, in das Nebenzimmer zu stürzen und ihren kleinen Schreier zum Schweigen zu bringen.

Gerda Horst hatte die kleine Frau sehr lieb und gönnte ihr ihr Glück von Herzen, aber sie möchte auch ein bißchen von diesem Glück haben. Sie war immer ein Glückskind gewesen, die hübsche Frau Professor; Gerda dagegen hatte eine schwere Kindheit hinter sich. Freilichvermalt und bei Verwandten aufgezogen, schloß sie ihr frühestes Kindheit an der Sonnenschein der Elternliebe und des Elternhauses, in dessen Licht und Wärme eine kleine Menschenkopse nun einmal am besten gedeiht. Gerda Horst stammte aus einer alten, guten Offiziersfamilie. Ihre Vorfahren hatten sich manchen Vorberetrang und manchen verdienstvollen Orden erworben, aber keinen Goldstuck. Und Gerda's Eltern machten keine Ausnahme. Sie hinterließen ihrer Tochter eine so kleine Rente, daß Gerda gezwungen war, sich einen Wirkungskreis zu suchen.

Sie war ein tüchtiges und nettes Mädchen, aber hübsch war sie nicht, und sie sah mit ihren dreizehnwanzig Jahren mindestens wie achtundzwanzig aus. Sie hatte bis vor einigen Monaten Kindern, die noch Schulzwang haben sollten, Privatstunden gegeben, aber eine Halskrankung hatte sie gezwungen, diesen Wirkungskreis aufzugeben. Nun war sie seit Wochen bei ihrer Anstaltsfreundin auf Besuch und hoffte von Woche zu Woche, einen neuen Wirkungskreis zu finden. Aber es ist heute nicht so leicht, eine Stellung zu finden; es ist überall mehr Angebot als Nachfrage. „Wenn ich nur wüßte, wo ich ein Heim finden könnte,“ sagte Gerda seufzend vor sich hin. In demselben Moment stürzte die Frau Professor wie ein Wirbelwind in die Stube. Auf dem rechten Arm hielt sie ihren Bubi, mit dem linken schwenkte sie ein Zeitungsblatt, wie eine Triumphfahne hin und her. „Gerda,“ rief sie athemlos, „ich hab' was für Dich, da lies!“

Und Gerda las: „Für eine alleinlebende, ältere Dame, Wittwe eines höheren Offiziers, wird eine junge Dame als Gesellschaftlerin und Tochter des Hauses gesucht. Offiziersweise bevorzugt. Honorar nach Uebereinkunft. Offerten erbeten unter 123 an die Expedition dieses Blattes.“ „Acht! Gleich nun nicht wunderbar für Dich? Gleich setzt Du Dich hin und schreibst,“ jubelte die kleine Frau, küßte Gerda auf die Stirn und tangte mit ihrem Bubi, der vor Vergnügen laut krächte, im Zimmer umher.

Gerda's Augen strahlten. „Ach, wenn das etwas wäre, ich wäre zu glücklich,“ sagte sie leise. „Natürlich wird es etwas, ich habe so einen Ahnitus,“ schrieb Gerda, schrieb die Annonce in dem Glück, sagte die Frau Professor lachend. Und Gerda setzte sich hin und schrieb. Frau Willy aber nahm das Zeitungsblatt wieder zur Hand und las mit vergnügtestem Gesicht darin. Pflöchlich lachte sie hell auf, so daß Gerda neugierig den Kopf hob. „Du, Gerda, hier ich noch etwas für Dich,“ rief sie lachend, „höre nur.“ Und mit Pathos las sie: „Eine Witte an nette Damen. Wir suchen für einen Freund ohne dessen Wissen eine lebenswürdige, kluge Frau, wenn auch ohne Vermögen, im Alter von 23 bis 28 Jahren. Unser Freund ist 40 Jahr, vermögend, in guter Lebensstellung und ein vornehmer, lebenswerther Charakter, mit dem eine vernünftige Frau recht glücklich werden kann. Offerten bis 24. dieses Monats unter 125 an die Expedition dieser Zeitung

Sonntags-Blatt

Beilage des „Nebraska Staats-Anzeiger und Herald“

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Neb., den 27. Sept. 1901.

Jahrgang 22. No. 4.

erbeten.“ Nun, Gerda, wie wäre es, wollen wir diesem lebenswerthen Charakter nicht zu seinem Glück verhelfen?“ fragte die kleine Frau lachend ihre Freundin.

„Dummes Zeug,“ erwiderte diese und zuckte dabei die Achseln, „ich danke dafür, auf solche Art einen lebenswerthen Charakter kennen zu lernen.“

„Na, denn nicht,“ antwortete Willy Marbag lustig, und dann vertiefte sie sich wieder eifrig in die Zeitung.

Nach einiger Zeit hob Gerda den Kopf. „Bitte, Willy, willst Du so gut sein und mir noch einmal die genaue Chiffre sagen?“

Frau Marbag warf einen flüchtigen Blick auf die Annoncenfette und berichtete: „No. 125, Expedition dieser Zeitung.“

„Danke,“ sagte Gerda, schrieb die Adresse, setzte sich einen Hut auf und trug den Brief an den nächsten Postkasten.

Es war eine Woche später. Gerda hatte nie eine Antwort auf ihren Brief bekommen und sah mit trübem Herzen in die Zukunft. Die kleine Frau Professor Marbag aber ging mit strahlendem Gesicht in ihrem Heim umher. Sie hatte entschieden Glück mit ihren Plänen. Wie sehr hatte sie es sich doch gewünscht, daß der liebste Freund ihres Mannes, der Herr Professor Erich Walter, und Gerda sich kennen lernen sollten. Und nun war es geschehen, ganz ohne ihr Zutun. Wie aus der Erde gezaubert stand er eines Tages vor ihrer Thüre. Lächelnd küßte er ihr die Hand und sagte ihr dabei, ein Brief ihres Mannes, den dieser ihm zu seinem Geburtstag geschrieben hätte, und in dem er ihm sein Heim in den verlockendsten Farben hingezauberte, hätte ihn zu dieser Reise verführt. Glückselig hatte sie ihn Gerda vorgestellt. Er hatte Gerda bei dieser Vorstellung mit einem ganz eigentümlichen Blick angesehen, so, als wollte er bis auf den Grund ihrer Seele sehen. Der kleinen Frau fiel dieser Blick auf die Erde und die Wärme einer Menschenkopse nun einmal am besten gedeiht. Gerda Horst stammte aus einer alten, guten Offiziersfamilie. Ihre Vorfahren hatten sich manchen Vorberetrang und manchen verdienstvollen Orden erworben, aber keinen Goldstuck. Und Gerda's Eltern machten keine Ausnahme. Sie hinterließen ihrer Tochter eine so kleine Rente, daß Gerda gezwungen war, sich einen Wirkungskreis zu suchen.

„Dann hat es ihm die Gerda beim ersten Sehen angethan,“ pläztte Willy heraus.

„Echte Weiberlogik,“ glorierte ihr Mann.

„Na, wir werden ja sehen, wer wieder recht hat,“ entgegnete sie bestimmt.

Und sie sahen es. Als der Herr Professor nach vierzehn Tagen abreiste, stellte er ihnen mit dem glücklichsten Gesicht von der Welt Gerda als seine Braut vor; und dazu erzählte er ihnen lachend, wie es so gekommen war. — Ein paar übermüthige alte Corpsbrüder von ihm, wegen ihrer tollen Streiche Mar und Moritz genannt, hatten aus Uebermuth eine Heirathsannonce in die Zeitung gerückt, und schickten ihm zu seinem vierzigsten Geburtstage mit einem klassischen Gratulationsbriefe die ganzen eingelassenen Briefe mit dem kategorischen Befehl: „Such' Dir eine aus. Du mußt heirathen, sonst verpakt Du die Zeit.“ Halb lachend, halb ärgerlich hatte er einen Brief aufgemacht. Er wollte nur einmal sehen, was für Damen sich darauf melden. — Zu seiner höchsten Ueberbahrung las er, als sein Auge auf den Brief fiel, seines Freundes Adresse angegeben. Nun las er natürlich, aufs höchste überrascht, den Brief ganz durch und fand, daß dieser Brief unmöglich eine Antwort auf die Heirathsannonce sein konnte, sondern durch eine Verwechselung in seine Hände gekommen war. Es war der Brief, den Gerda geschrieben, und von dessen Beantwortung sie so sehnlichst gewartet hatte. Dem Professor gefiel die Handschrift und der ganze Brief so sehr, daß er plötzlich Lust bekam, diese Gerda Horst kennen zu lernen. „Und deshalb kam ich her, und nun habe ich wirklich durch den lustigen Streich meiner Freunde mein Glück gefunden,“ schloß der Professor lachend seine Erzählung. „Wie die Verwechselung aber möglich war, daß ich mir ein Räthsel.“

Die kleine Frau Professor fand erst keine Worte für diese Thatfache, dann küßte sie Gerda jubelnd und tröstete sie mit dem Citat: „Es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt.“

Ihr Mann aber ging schwiegend an den Zeitungsfelder und suchte sich die Zeitungen aus jener Woche heraus. Nach gründlichem Suchen brachte er denn die nette Konfusion seiner kleinen Frau an das Tageslicht. Mit vorwurfsvollem Gesicht machte er ihr klar, daß zwischen 123 und 125 ein großer Unterschied sei. —

Sie aber lachte ihm lustig in das Gesicht und sagte lachend: „Ich habe es mir immer gewünscht, daß die beiden ein Paar werden, und daß ich das zu Stande gebracht habe, freilich wie eine blinde Henne, das wird mich freuen, so lange ich lebe. — Und die beiden freuen sich auch darüber. Denn wie hätten sie je ihr Glück gefunden ohne meine Konfusion.“

Das glückliche Brautpaar gab ihr natürlich recht, und ihr Mann zuckte lachend die Achseln. „Na, wenn Ihr alle zufrieden seid, dann bin ich's auch,“ sagte er lustig.

Wie man den Schnupfen kurirt.

Von Mark Twain.

Es mag eine schöne Sache sein, zur Unterhaltung des Publikums zu schreiben, aber weit erhabener und edler ist es, wenn man zur Belehrung desselben, zu seinem Besten, zu seiner wahrhaften und offenkundigen Wohlfahrt die Feder führt. Das letztere ist der allgemeine Zweck dieses Artikels, und wenn derselbe nur einem einzigen leidenden Mitmenschen die Mittel dazu zeigt, seine Gesundheit wieder herzustellen, in seinem erloschenen Auge noch einmal das Feuer der Hoffnung und Freude anzufachen, seinem erstorbenen Herzen die Tage zurückzugeben, — so bin ich vollständig für meine Mühe belohnt.

Ich habe stets ein reines und makellofes Leben geführt, und so darf ich glauben, daß Niemand, der mich kennt, die Rathschläge, die ich geben werde, aus Furcht hinterzuziehen zu werden, zurückweisen wird. Es wird dem Publikum selbst zu Gute kommen, wenn es meine hier geschriebenen Erfahrungen beim Kuriren eines Schnupfens liest und in meine Fußstapfen tritt.

Als das weiße Haus in Virginia abbrannte, verlor ich mein Heim, meinen Frieden, meine Gesundheit und meinen Koffer. Der Verlust der ersten beiden Gegenstände war von nicht allzu großer Bedeutung. Denn was ist leichter zu haben, als ein Heim, worin keine Mutter oder Schwester oder eine entfernte junge Cousine uns durch Wearaunen unserer schmutzigen Wäsche und durch Entfernung unserer Stiefel vom Kaminsims daran erinnert, daß es Wesen giebt, die an uns denken und für uns sorgen. Und aus dem Verlust meines Friedens machte ich mir nicht viel, weil ich kein Dichter bin und die Melancholie es unmöglich lange bei mir aushalten kann. Aber eine gute Gesundheit und einen noch besseren Koffer zu verlieren, das war mir unangenehm. Meine Gesundheit unterlag am Tage jenes Brandes einem heftigen Schnupfen, infolge meiner übermäßigen Bemühungen, mich fertig zu machen, um irgend etwas zu thun. Uebriens operirte ich mich umsonst, denn der Plan zum Löschchen des Feuers, den ich erlangt, war so töplich, daß ich erst in der Mitte der folgenden Woche damit fertig wurde.

Als ich das erste Mal nie, rief mir ein Freund, ich solle die Füße in heißem Wasser baden und mich zu Bett legen. Was ich that. Kurz darauf rief mir ein anderer Freund, wieder aufzustehen und eine kalte Duche zu nehmen. Was ich auch that. Eine Stunde darauf versicherte mir ein dritter Freund, man müsse einen Schnupfen füttern und ein Fieber aushungern.“ Ich litt an beiden und hielt es daher für das Beste, mich zunächst gegen den Schnupfen vollzustopfen und dann zu fasten und das Fieber inzwischen verhungern zu lassen.

In Fällen, wie dieser, thue ich selten etwas halb. Ich achte anfänglich, und zwar wandle ich meine Rundschau einem Fremden zu, der an demselben Morgen sein Restaurant eröffnet hatte. Er wartete in achtungsvollem Schweigen in meiner Nähe, bis ich mit dem Füttern meines Schnupfens fertig war, und dann fragte er, ob die Leute in Virginia häufig an Schnupfen litten. Ich glaubte das bejahen zu müssen, worauf er hinausging und sein Schild herunternahm. Ich ging in's Geschäft und traf unterwegs einen anderen Busenfreund, der mir sagte, ein Quart Salzwafler, warm genommen, sei gegen den Schnupfen so gut, wie nur irgend etwas. Ich glaube kaum, daß ich noch so viel Blay hätte, aber dennoch versuchte ich es jedenfalls. Das Resultat war überraschend. — Ich meinte meine unsterbliche Seele ausgeworfen zu haben.

Da ich meine Erfahrungen nur zum Nutzen derer erzähle, die mit der in Rede stehenden Unpäßlichkeit behaftet sind, so denke ich, sie werden es in der Ordnung finden, daß ich sie vor dem Gebrauche solcher Mittel schütze, die sich bei mir als unwirksam erwiesen haben, und auf Grund dieser Ueberzeugung warne ich sie vor warmem Salzwafler. Es mag ja ein ganz gutes Mittel sein, aber mir scheint, es ist zu stark. Wenn ich wieder einmal den Schnupfen hätte und mir bliebe nur die Wahl zwischen einem Erdboden und einem Quart warmem Salzwafler, so würde ich es mit dem Erdboden versuchen.

Nachdem der Sturm, der in meinem Wagen gewüthet hatte, vorüber war und sich keine barmherzigen Samariter weiter einfanden, fuhr ich fort, mir Taschentücher zu borgen und sie in Atome zu blasen, wie in den früheren Stadien meines Schnupfens, bis ich einer Dame in den Weg lief, die von jenseits der Prairien kam und, wie sie sagte, in jener Gegend gelebt hatte, wo die Aerzte selten wären, so daß sie sich nothgedrungen bedeutende Gewandtheit in der Behandlung einfacher „Hauskrankheiten“ erworben hätte. Sie mußte sicher sehr viel Erfahrung besitzen, denn sie sah aus, als ob sie hundertundfünfzig Jahre alt sei.

Sie mißte einen Sud von Syrup, Scheidwafler, Terpentin und verschiedenen anderen Drogen und verordnete mir davon alle Viertelstunde ein Weinglas voll. Nach einer einzigen Dosis hatte ich genug. Sie beraubte mich gänzlich meiner moralischen Grundzüge und erweckte jeden unwürdigen Trieb meiner Natur. Unter ihrem bössartigen Einflusse erkannte mein Hirn Wunder der Gemeinheit, meine Hände waren nur zu schwach, sie auszuführen; wären damals nicht meine Kräfte einer Reihe von Angriffen unfehlbarer Heilmittel gegen meinen Schnupfen erlegen gewesen, so schmeichle ich mir, ich hätte einen Raub versucht. Wie die meisten anderen Menschen denke ich oft gemein und handle dementsprechend, aber nie bevor ich jene Medicin nahm, hatte ich in solch übernatürlicher Verworfenheit geschwelgt und es mit Stolz gefühlt. Nach Ablauf zweier Tage war ich so weit, daß ich wieder doktern konnte. Ich nahm noch ein paar unfehlbare Mittel ein, und trieb schließlich meine Erhaltung aus dem Kopf in die Lungen.

Ich begann unaufhörlich zu husten, und meine Stimme sank unter Knall; ich sprach in einem donnernden Bass, zwei Oktaven tiefer, als meine natürliche Stimmlage. Meine regelmäßige Nachtruhe konnte ich nur erlangen, indem ich mich in einen Zustand der äußersten Erschöpfung hineinhustete, und sobald ich dann im Schlaf zu sprechen anfieng, ruckte mich meine mißthönde Stimme wieder auf.

Mein Fall wurde von Tag zu Tag ernsthafter. Man empfahl mir einen Wachholderessigsapf. Ich nahm ihn. Dann Wachholder mit Syrup; das nahm ich auch. Dann Wachholder mit Zwiebeln; ich that noch die Zwiebeln dazu und nahm alles drei, erdachte aber keinen besonderen Erfolg, außer daß ich einen Athem bekommen hatte wie ein Buffard.

Ich hielt es für rathsam, eine Luftveränderung vorzunehmen. Ich ging mit meinem Redorterskollegen Wilson nach dem Biglersee. Mit Vergnügen erinnere ich mich, wie großartig wir reisten; wir fuhren in der Landkutsche, und mein Freund nahm sein Gepäck mit, welches aus zwei prachvollen seidnen Taschentüchern und dem Daqueroethy seiner Großmutter bestand. Den Tag über segelten und sagten und stüchelten und tangten wir, und die ganze Nacht hindurch kurirte ich an meinem Schnupfen. Auf diese Weise gelang es mir, alle vierundzwanzig Stunden auszuhalten. Aber mein Leiden wurde immer schlimmer.

Man empfahl ein Latenbad. Ich hatte bis jetzt noch kein Mittel zurückgewiesen, und es schien töplich, jetzt damit anzufangen. Ich beschloß also, ein Latenbad zu nehmen, trotzdem ich keine Ahnung hatte, was für eine Prozedur das eigentlich war. Sie wurde um Mitternacht vorgenommen, mir sehr frohlicher Erinnerung. Man entblöhte mir die Brust und Rücken und wand ein mit Eiswafler durchtränktes Laten — um mich herum, bis ich ausfas wie der Schwapper einer Riesentanne.

Es ist ein araufames Verfahren. Wenn das eiskalte Tuch das warme Fleisch berührt, so springt man mit plöchlicher Gewalt auf und schnappt nach Luft wie im Todestampf. Ich meinte, mein Stündlein sei gekommen. „Nimm niemals ein Latenbad — nie! Rächst der Unannehmlichkeit, eine bestimmte Dame zu treffen, die aus ihr selbst am besten bewußten Gründen, dich nicht sieht, wenn sie dich anfieht, und dich nicht kennt, wenn sie dich sieht, ist es die unangenehmste Sache von der Welt.“

Aber, was ich sagen wollte, als das Latenbad gegen meinen Husten nichts half, empfahl mir eine Freundin, ein Senfpflaster auf die Brust zu legen. Ich glaube, das würde mich wahrhaftig kurirt haben, wäre nicht Freund Wilson gewesen. Als ich zu Bett ging, legte ich mein Senfpflaster — und es war ein sehr schönes, 18 Zoll in's Gevierte — zurecht, so daß ich es zur Zeit bei der Hand hätte. Aber Freund Wilson bekam in der Nacht Hunger und — das Weitere male man sich selbst aus.

Nach achtzigem Aufenthalt am Bigler - See ring ich an die Dampferquellen, und nahm außer den Dampfbädern eine Menge der nichts-würdigen Traneien, die je zusammengebracht werden. Sie hatten mich kurirt, allein ich mußte nach Virginien zurück, wo ich es, trotz der verschiedensten Heilmittel, die ich Tag für Tag verschluckte, dahin brachte, meine Krankheit durch Unvorsichtigkeit und Strapazen zu verschlimmern.

Ich beschloß schließlich, nach San Francisco zu gehen, und gleich am Tage meiner Ankunft rieth mir eine Dame im Hotel, alle vierundzwanzig Stunden ein Quart Whiskey zu trinken, und ein Freund in der Stadt empfahl mir genau dasselbe Verfahren. Jeder rieth mir, ein Quart zu nehmen; das machte eine halbe Gallone. Ich nahm sie, und lebe immer noch.

Mit den besten Absichten von der Welt empfehle ich also die buntschickten Kurmethoden, die ich durchgemacht habe, der Beachtung aller Patienten. Mögen sie es damit versuchen: Hilft es nichts, so kann es auch nicht mehr als sie umbringen.

Die Kultur hat auch die Eingeborenen am Sambel fast beledt.

Eine englische Zeitung erzählt, wie die Kultur, die alle Welt beledt, auch auf die Eingeborenen am Sambel sich erstreckt hat. Die Herrschaften kehren jetzt nämlich zu ihren fernen Arealen, allwo sie den in den Wäldern erworbenen Lohn in Bier oder anderen Herrlichkeiten vertrinken und sonst verpraßeln wollen, auf dem Stroh heim. Um sich klar zu machen, was dies bedeutet, muß man sich die dünnschenteligen, platzförmigen, mit allerlei undefinirbaren Bündeln behangenen nackten Herren vorstellen, wie sie über die weite Steppe paddeln, die Luftpumpe und andere zum Radfahren nöthige Requisiten um sich herumgebunden, ein Bündel Maiskolben von der Seite herabhängend, einen Wasserbehälter auf dem Rücken, einen Bergmannsriemen um die nackte Taille geschlungen und verschiedene Ochsenschwanz - Decorationen an den Riemen flatternd. Ein einzelner Radfahrer dieser Sorte würde schon komisch genug wirken, aber ein ganzes Rudel von ihnen macht wirklich den denkbar originellsten Eindruck. Sie scheinen ihre Räder auch recht billig nach folgender erprobter Methode zu erwerben: Zuerst lernen sie auf irgend einem befreundeten oder sonst verfügbaren Rade fahren, dann, wenn die Zeit der Heimreise heranrückt, warten sie eine günstige Gelegenheit ab, wo gerade ein Rad unbeaufsichtigt ist. In wenigen Tagen sind sie weit von Sambel hinausgerastelt, wo der „Polliceman“ keine braven Schwarzen aus ihrer Ruhe lört.

Der Nutzen drahtloser Telegraphie für Kriegszwecke hat angezeifelt.

Einige Kriegsschiffe der britischen Marine sind jetzt mit Apparaten für drahtlose Telegraphie ausgerüstet und können mit größter Leichtigkeit Nachrichten auf eine Entfernung von 50 oder 60 Seemeilen senden, als mit den früheren Hilfsmitteln bei völlig klarem Wetter auf zehn Meilen. Trotzdem wird der Nutzen der drahtlosen Telegraphie für Kriegszwecke noch immer stark angezeifelt. Der bedeutendste Umstand liegt darin, daß die Meldungen nicht abheim bleiben, falls sie nicht aus besonderen Geheimnissen zusammengefaßt werden, und auch in diesem Falle könnte noch jedes feindliche Schiff, das einen entsprechenden Apparat an Bord besitzt, die Depesche nicht nur auffangen, sondern auch deren Lesbarkeit an ihren Bestimmungsort verhindern, indem es seinen eigenen Apparat in Thätigkeit setzt. Mindestens sollten also Reichern vereinbart werden, deren Entzifferung so schwierig wie möglich ist, und deren Benutzung könnte nur entbehrt werden, wenn die Nähe eines feindlichen Schiffes als ausgeschlossen gelten kann. Selbst in diesem Falle aber erfährt die drahtlose Telegraphie gegenwärtig noch viele Einschränkungen in ihrer erfolgreichen Anwendung, und sie wird für Kriegszwecke wahrscheinlich nicht früher völlig brauchbar

sein, als das Mittel gegeben ist, die Stärke der elektrischen Schwingungen beliebig einzustellen und die Apparate so einzurichten, daß die ausgesandten elektrischen Wellen nur von dem Apparat aufgenommen werden können, der in gleicher Weise eingestellt ist wie der Sendeapparat. Alldann würde es ein seltener Zufall sein, wenn ein feindliches Schiff seinen Apparat gerade in der gleichen Weise eingestellt hätte, so daß es die Depesche auch seinerseits auffangen könnte. Bei einem größeren Geschwader müßte dann der Empfangsapparat auf jedem einzelnen Schiff eine ganz bestimmte Einstellung besitzen, die beim Ausenden eines Telegramms berücksichtigt werden muß, damit die Nachricht an das bestimmte Schiff und nur an dieses gelangt.

„Wer ist die Dame, die uns da vom Himmel fällt?“

Einer der niedlichen kleinen Sterne des Pariser Theaterhimmels, Fräulein Lea Leonne, will nächstens von Lyon aus eine Dauerfahrt im Luftballon unternehmen. Bei diesem Anlaß erinnert man sich in Paris an die Ballonfahrt, die einst Sarah Bernhardt in Gesellschaft des damals berühmtesten Luftschiffers Godard und des Malers Clairin ausführte. Der Aufstieg erfolgte in Gegenwart einer tausendköpfigen Menge von Zuhörerngarten aus. Oben in der lautlosen Höhe der Lüfte küßte sich die Tragödin unsagbar wohl. Godard lächelte und plante einen Scherz. Pflöchlich sentte sich der Ballon, und man sah die Concordebrücke unter sich, der die Menge zulief, erwartend, der Ballon werde in die Seine fliegen. Ehe es dazu kommt, hat Godard einen Sad Ballast geleert, und der Ballon steigt wieder in die Höhe. Man fliegt über die Luftsäule weg, und eine englische Familie, die auf einem Balcon Siesta fällt, bekommt den feinen Sandregen des zweiten Ballastfades auf die Köpfe. Weiter fliegt der Ballon über den Friedhof Pere-Lachaise, auf dessen Gräber Sarah Bernhardt die Blumen ihres Bouquets hinabstreut, und 20 Minuten später, gegen 37 Uhr Abends, ist man über dem Walde von Vincennes. Es ist Sßenszeit. Sarah Bernhardt schmiert Bröckchen, die sie mit Käseleberpaste belegt. Godard entfort eine Flasche Sekt, und man amuflirt sich vorzüglich. Die geleerte Sackfische wird in den See von Vincennes geworfen, wo sie im Fallen zwei Schwäne erschreckt. Aber schon fällt der Ballon wieder, ein dritter Sad des Ballasts muß geleert werden und überschüttet eine auf der Wiese lagernde Gesellschaft. Ein Vater, der meint, sein Sohn habe Unflug getrieben, verabschiedet dem Unschuldigen eine Badpeife. Sarah Bernhardt wird darüber wüthend und wirft die Blechbüchse mit den Resten der Pastete den Herrschaften vor die Füße, die nun endlich den Ballon sehen und hell aufschreien. Allmählich bricht die Abenddämmerung herein. Die Gesellschaft fliegt noch über den Wald von Perrieres und landet bei dem Dorfe Verberes. „Wer ist die Dame, die uns da vom Himmel fällt?“ fragte ein Bauer, der mitgeholfen hatte. „Ein Stern,“ antwortete der galante Godard.

Wie ein Lumpenammerhäuschen unter die Paläste Pariser Millionäre kommt.

Unter den herrlichen Palästen und Wohnhäusern, welche die Avenue des Bois de Boulogne in Paris einfaumen, fällt ein kleines, altes, armlüches Säuschen auf, das inmitten eines reichen Gartenterrains steht und sich ausnimmt, wie ein Ueberbleibsel langst vergangener Zeiten. In der That ist es das Haus über neunzig Jahre alt. Damals hieß die Gegend noch die „Ebene von Mailot“ und lag weit außer dem bewohnten Paris. Sein Erbauer war ein Lumpenammer, der tagsüber mit seiner Frau die Straßen Paris durchstreifte. Mit raffinem Fleiß brachten es die jungen Leute soweit, daß sie das Säuschen, das eine Solzhütte gewesen war, kaufen und ein kleines Grundstück dazu erwerben konnten. Aus der Ebene von Mailot wurde inzwischen das Quartier Mailot um, als der Lumpenammer und seine Frau alle Leute geworden waren, die in ihrem Säuschen mit ihren drei Töchtern lebten und das alte Geschäft durch etliche Tugend Angestellte im Großen betrieben, da waren inzwischen die Grundstücke jener Ebene um das Vielfache geblieben. Umflimmernd um die Ereignisse hatten die Eltern gearbeitet, gelacht und in ihren Töchtern so viel Liebe zu den Eltern gepflanzt, daß die drei Mädchen alle Verheirathungen abschlugen und nur mit den Eltern leben zu wollen erklärten.

Nach ihrem Tode vermachten die Gerichte das Inventar des Vermögens auf, und es ergab sich, daß die inzwischen alt gewordenen drei Töchter außer dem Häuschen und dem mactigen Grundstück ein Vermögen in Staatspapieren von fünf Millionen Francs besaßen. Vor etwa zehn Jahren starben zwei von ihnen, und die Ueberlebende blieb einzige Erbin. Die Avenue du Bois de Boulogne begrenzte auf der einen Seite ihren Besitz, der auf der anderen Seite von der nicht minder glänzenden Avenue de l'Amatrice eingegrahmt wurde. So liegt heute das alte Lumpenammerhäuschen inmitten eines herrlichen Gartens. Man hat der Eigentümerin zwei Millionen Francs für ihr Grundstück geboten, aber sie erklärte, daß sie sich niemals von elterlichen Nest trennen würde. Die Tochter des Lumpenammers ist heute 77 Jahr alt und darf nicht den Luxus eines Gartens im Werthe von 2 Millionen Francs gehten. Ihr Vater trägt die Nummer 28 der Avenue de Bois, und dort lebt die alte Einflüchlerin den Erinnerungen an die Arbeit und die Liebe ihrer Eltern.

Die Nebe gewisser Schönheiten werden nur für Goldfische ausgenooten.